Nr. 49 | Leipzig, den 27. November | 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Zum ersten Advent — „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — Die Sonntagsenquete, ihre Ausführung, Ergebnisse und Aussichten — Das Aussätzigenasyl Jesushilfe in Jerusalem — Vom Vatikan: Das Jubiläum — Ueber evangelische und katholische Krankenpflege. Frage eines protestantischen Laien in Tirol — Heriman der Westfale — Von christlicher Kunst: „Es ist vollbracht" und „Vaterunser" von Gabriel Max; Tempelreinigung von Kirchbach; Böcklins Pietà; Eduard von Steinles Nachlaß; Die Fresken des Palazzo Zuccari in Berlin; Ausstellung in Krefeld; Sächsischer Kunstfonds; Christliche Kunstblätter; Gute Wandbilder — Bücher und Schriften: Die Machtstellung des evangelischen Glaubens in der Gegenwart; Erzählungen; Ein christlicher Weihnachtsanzeiger

Zum ersten Advent

Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen (Röm. 13, 12). —

Scheinbar ein ungenügendes Bild für den Reichtum des Segens, den der Advent des Herrn, dessen dankbares Gedächtnis wir heute unter uns erneuern, für uns und alle Welt zu bedeuten hat! Wir pflegen ja den Abend, der uns von des Tagewerkes Last und Hitze zu feiern gestattet, nicht minder willkommen zu heißen als das Morgenlicht, das uns zur Freude des thätigen Lebens zurückführt. Dazu wie gewohnt ist uns dieser Wechsel von Nacht und Morgen! Immer wieder nehmen wir das Geschenk des jungen Tages hin, ohne daß sein Wert uns recht zum Bewußtsein käme, die Güte dessen, von dem wir es empfangen.

Aber denken wir einmal zurück an jene Krankennächte, die wir durchmachen mußten. Mit unsern Schmerzen allein gelassen, lagen wir und waren todmüde; aber es kam kein Schlaf. Wie haben wir da die Minuten gezählt und auf den nächsten Stundenschlag gewartet. Mit welch inniger Freude begrüßten wir die erste schwache Dämmerung. Da wußten wir, was es heißt: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen.

Wir stehen dem Lichte, das in Christo der Welt aufgegangen ist, ähnlich gegenüber wie dem Tageslichte, das uns umgiebt. Von allen Seiten umringen und umdrängen uns die Segnungen des Christentums. Aber gerade deshalb sind sie uns etwas Alltägliches geworden, auf das wir nicht mehr sonderlich zu achten pflegen; es dünkt uns selbstverständlich, daß es so sein müsse. Ja es ist vielen sogar unbequem, sich des Ursprunges dessen zu erinnern, was doch erst eigentlich den Schutz, den Trost, die Freude auch ihres Lebens ausmacht. Besser verstehen's die Mühseligen und Beladenen, die Kranken, Harrenden und Sehnenden, was Christi Advent bedeutet.

Und doch sollen's alle vernehmen und sich freuen: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. Wie sähe es aus in der Welt, wenn dort über Bethlehem der Morgen nicht angebrochen wäre? Wie anders stünde es schon um die äußern Bedingungen unsers Lebens? Diese Allgemeinheit auch eines größern irdischen Behagens, auch sie haben wir zumeist demselben zu danken, der über der Erde den Himmel uns aufgebaut und einen unerschöpflichen geistigen Reichtum uns in den Schooß geschüttet hat. Wo wäre der Friede des Hauses, die Zucht und Sitte der Familie, das Recht und die Würde der Frauen, die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Ehe, wenn nicht das alles gegründet wäre auf dem festen Grunde, den das Wort und der Geist des Herrn ihm gelegt? Wo wäre diese Ruhe und Ordnung des öffentlichen Lebens, diese Gemeinsamkeit des Rechts für jedermann, dieses Maß gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens, wie es doch immer mehr den Handel und Wandel der Menschen beherrscht, diese freundliche Fürsorge für die Armen und Bedürftigen, wie sie immer deutlicher als die Pflicht der Wohlhabenderen erkannt wird, wenn nicht das Bewußtsein der Verantwortung vor dem heiligen und allgütigen Gotte, der in Christo sich uns geoffenbart, wenn nicht seine Liebe mit ihrer erziehenden Kraft unser Volksleben durchdrungen hätte? Wo wäre endlich die Zufriedenheit auch mit bescheidner Lebenslage, die neidlose Anerkennung fremden Vorzugs und fremden Glücks, die freudige Unterordnung unter die Pflichten und Aufgaben unsers Berufes, die gleichmäßige Treue in aller Mühe und Arbeit, die standhafte Geduld in allem Leid und Ungemach, das ruhige Denken an Tod und Grab, wenn nicht die Erinnerung an den Vater im Himmel, als dessen Kinder wir uns in Christo wissen, zu dem allen uns das gute Recht und den starken Trieb verliehe? Und von diesem Erbe ihrer Gotteskindschaft zehren auch noch gar manche, die den Namen Gottes aus dem Herzen verloren haben: das Fundament, vom Bau überdeckt, verbirgt sich ihrem Auge. Wir aber wollen mit Freude und Dank das Lob dessen verkünden, der da gekommen ist, den Menschen einen neuen, lichten Tag zu bringen, nachdem sie lange in Finsternis gesessen und Schatten des Todes.

Wer mag den Reichtum Christi ausreden, wer den Segen erschöpfen, den wir von ihm her überkommen haben? Je näher seine Gottesherrlichkeit uns zu ihm hinzieht, mit desto demütigerem Dank erkennen wir auch, wie viel wir ihm schulden, wie viel er uns giebt und geben kann. Er weckt und schärft unser Gewissen, und stillt es doch auch mit dem Frieden Gottes; er beugt uns nieder vor Gottes heiliger Majestät, und läßt uns doch demselben Gott getrost und mit aller Zuversicht als die lieben Kinder nahen; er deckt uns die Tiefen des göttlichen Willens auf, und beseelt uns zugleich mit Mut und Kraft, ihn zu erfüllen; er zeigt immer größer uns die Aufgabe, immer höher und schöner das Ziel des Christenlebens, und macht uns dadurch dennoch nicht verzagt, sondern nur immer freudiger und gewisser, daß Gott es dem Aufrichtigen gelingen lassen werde.

Ja, die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. In dem Lichte der heiligen Geburt, in dem Lichte der Klarheit des Gottessohnes sehen wir den Himmel über uns aufgethan und die Herrlichkeit des unsichtbaren Gottes uns enthüllt. Und in demselben Lichte sehen wir auch die Erde sich verklären und aus einer Stätte der Ungewißheit, der Friedlosigkeit, des Irrtums zu einer Heimat der Gerechtigkeit und Wahrheit, des Friedens und der Liebe sich erneuern.

D

„Das Wort sie sollen lassen stahn!"

Wie oft wirds gesungen! Auch immer mit vollem Verständnis gesungen? Man scheut sich ja wohl mit Recht, des gewaltigen Lutherliedes ebenso markige als klangvolle Poesie prosaisch zu deuten; manche werden uns entgegenhalten, daß

soweit der Text überhaupt einer Erläuterung bedürfe, diese in schönster Weise durch die dem Text ganz ebenbürtige Melodie gegeben sei; vielen wird es gar zu schulmeisterlich erscheinen, wenn man aus dem Liede, das doch ein Ganzes aus einem Gusse darstellt, einzelne Zeilen und Worte, um sie zu erklären, herausgreift; und doch, und doch sei es gewagt, mit der dem Christentum verwandten deutschen Gründlichkeit an des Lutherliedes vierten Vers heranzutreten, an seine ersten Zeilen sonderlich:

„Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein Dank dazu haben."

Ueber die Geschichte des Lutherliedes, nämlich über die Zeit seines Ursprunges — ob 1527 oder erst 1529 — ist in unsrer Zeit viel geschrieben und gestritten worden; über den Text des Lutherliedes findet man nur selten eingehendere Erläuterung; und ob die wenigen Erklärer auch sonst zusammenstimmen, es gehen doch ihre Meinungen sogleich auseinander, sobald es sich um den Anfang des vierten Verses, um die zitirten Worte handelt.

„Das Wort sie sollen lassen stahn!" — ist hier das ganze Gotteswort, worauf die evangelische Kirche sich stützt, oder ein einzelnes Wort gemeint? Solche Frage wird, wie gesagt, in den Schriften, in denen man überhaupt auf sie eingeht, verschieden beantwortet. Um nur beispielsweise zwei Erklärer zu nennen, so hat Peter Busch in seiner „Ausführlichen Historie und Erklärung des Heldenliedes Luthers" (Hannover, 1731) sich für die erste Ansicht, dagegen Nissen, der um die Erklärung biblischer Geschichten hochverdiente, von den Lehrern in Kirche und Schule mit Dank genannte, in seiner „Unterrichtlichen Behandlung von 50 geistlichen Liedern" (Kiel, 1885) sich für die zweite Meinung ausgesprochen. Aber kann man wirklich hier schwanken? Haben wir es denn mit vier einzeln gedichteten Versen zu thun, die in diesem Liede nur lose an einander gereiht wären, oder muß nicht vielmehr jeder aufmerksame Leser alsbald sich überzeugen, wie jeder neue Vers unsers Liedes an den Schluß des vorausgegangenen Verses sich eng anschließt? Nun ist der dritte Vers ausgeklungen in den Akkord: „Ein Wörtlein kann ihn fällen!" Und denselben Ton nimmt der vierte Vers wieder auf: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Kann man noch zweifeln, daß dies eine Wörtlein, von dem Vers 3 geredet hat, auch hier gemeint ist? Und wenn es aus Vers 3 in Verbindung mit Vers 2 noch nicht klar würde, daß unter dem „einen Wörtlein" Jesus Christ zu verstehen sei, so würde es eben aus Vers 4 ersichtlich, daß mit dem Ausdruck „das Wort" Jesus Christ — vergl. Evang. Joh. 1, 1 — bezeichnet wird, weil hier sonst die dritte Zeile: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan" mit ihrem „Er" ganz unvermittelt angefügt wäre. Jesus Christ ist erstens das „eine Wörtlein" am Schluß von Vers 3, ist zweitens „das Wort" im Anfang von Vers 4, ist drittens der „Er" in der dritten Zeile des Schlußverses.

Hiermit soll nicht geleugnet werden, daß man Vers 4 des Lutherliedes auch ohne Verbindung mit den ersten Versen zu gebrauchen und dann „das Wort" auf das ganze Gotteswort zu beziehen berechtigt ist. Ist doch Christus die Summa, Kern und Stern desselben; und wenn man vollends, wie Schreiber dieses, in Bezug auf den Ursprung des Lutherliedes sich der Schneiderschen Vermutung — 1. November 1527 — zuneigt, so hat man in dem von diesem Tage datirten und an Nikolaus von Amsdorf gerichteten Briefe Luthers, in welchem sich die Hauptgedanken unsers Liedes wiederfinden, auch eine Lutherische Legitimation für die Benutzung unsers Verses im weiteren Sinne. Denn Luther schreibt dort, nachdem er dargelegt, wie er für sein Weib, das jetzt der Entbindung entgegensehe, und für sein Kind, das krank darniederliege, zu fürchten habe: „Unser einziger Trost, den wir der Wut des Teufels entgegenstellen, ist der, daß wir das Wort Gottes haben, welches die Seele errettet, wenn er auch die Leiber verschlingt." Aber trotz aller Konzessionen galt es doch zunächst, den ursprünglichen Sinn der Anfangsworte des vierten Verses festzustellen.

Die zweite Zeile aber ist ein trefflich Stück köstlichen Lutherhumors im heiligsten Sinne des Wortes. Des alt bösen Feindes Verbündete können wider das Wort nichts ausrichten, das Wort bleibt bestehen, aber bei ihnen haben wir uns deshalb wahrlich nicht zu bedanken; denn wäre es nach ihrem Willen gegangen, so wäre das Wort längst vom Throne gestürzt. Die freudige Glaubenszuversicht, die apodiktische Gewißheit, aus der des ganzen Lutherliedes Text und Melodie geboren sind, hat in bangen, schweren Tagen diesen Humor als eine schöne Blüte gezeitigt.

Db

Die Sonntagsenquete,

ihre Ausführung, Ergebnisse und Aussichten

Mehr als zwei Jahre hat es ausgefüllt, daß zum Zweck einer etwa nötigen neuen Gesetzgebung über die Sonntagsarbeit von Regierungswegen die Enquete, betreffend die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen, veranstaltet wurde. Es war im Juli 1885, als den Verwaltungsbehörden der einzelnen Bundesstaaten Deutschlands Fragebogen zugingen, nach deren Schema Erhebungen angestellt werden sollten über Umfang und Art der gegenwärtigen Sonntagsarbeit, sowie über die mutmaßlichen Folgen eines etwa einzuführenden teilweisen oder ganzen Sonntagsarbeitsverbotes. Zur Sammlung des Materials wandte man sich an die Handels- und Gewerbekammern, Innungen, Gewerbevereine, die bestehenden Vereine von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, endlich an einzelne Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Bis zum festgesetzten Termine, dem 15. Januar 1886, liefen auf diese Weise über 80000 Einzeläußerungen ein, die, nach Gewerbszweigen geordnet, zu Darstellungen und Uebersichten verarbeitet wurden. In drei großen Quartbänden — rund 1100 Seiten — lagen die Ergebnisse der Enquete im Juni dem Reichstage vor, und soeben ist der auf Grund derselben verfaßte Generalbericht, ein Werk von einundvierzig Bogen, dem Bundesrate zur Kenntnisnahme zugegangen; er ordnet den Stoff nach den vier Rubriken: das Gewerbe im allgemeinen; Groß- und Fabrikindustrie; Kleingewerbe; Handel und Verkehr. Darauf wird die Reichstagsberatung in der bevorstehenden Session fußen.

Ob diese allerdings ein günstiges Ergebnis haben wird, d. h. ein wenigstens teilweises, aber thatsächliches Arbeitsverbot über die jetzigen Bestimmungen der Gewerbeordnung hinaus, läßt sich leider nicht voraussagen. Bei näherer Betrachtung der angestellten Umfrage kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Charakter derselben durchaus kein einheitlicher, der Sonntagsarbeit feindlicher ist.

Zuerst betreffs der zur Zeit vorhandenen Sonntagsarbeit liegen teils Erklärungen vor, daß bis auf Ausnahmefälle Sonntags nur gearbeitet werde, soweit es nötig wäre, die unmittelbare Fortsetzung der Arbeit am nächsten Werktage zu ermöglichen, ein Verderben von Rohstoffen und Halbfabrikaten zu verhüten ꝛc. Ebenso viele Zugeständnisse aber sind eingelaufen, daß die Sonntagsarbeit zum regelmäßigen Zustande geworden sei: der stete Einwand ist die Konkurrenz und die teure Arbeit; kaum setzt man notgedrungen die Gottesdienststunden aus. Oft ist dazu z. B. in Bergwerken und Hütten die Arbeit die ungesündeste und aufreibendste; oft sind die Arbeitnehmer Frauen und Mädchen. Viele Aktiengesellschaften zahlen eingestandenermaßen hohe Dividenden gerade auf Grund der Sonntagsarbeit. Die unverminderte, ja erhöhte Sonntagsarbeit bei Eisenbahnen, Pferdebahnen, Droschken motivirt man damit, eine Einschränkung des Sonntagsverkehrs hierin würde gleichbedeutend sein mit einer Behinderung der allgemeinen Sonntagserholung. Auch der Arbeiter urteilt verschieden: in der einen Gegend sucht er mit Vorliebe Beschäftigung, bei der er Aussicht auf Sonntagsverdienst hat; in andern läßt er sich gern einen Teil des Lohnes abziehen und dafür den Sonntag schenken. Die statistischen Uebersichten über die Zahl der in allen Gewerbszweigen an Sonn- und Festtagen beschäftigten Arbeiter ergeben für die Großindustrie etwa dreißig, für das Handwerk etwa zweiundvierzig, für Handel und Verkehr siebenundfünfzig, im Durchschnitt zweiundvierzig bis dreiundvierzig Prozent. Jedoch ist dabei zu bemerken, daß bei der Aufnahme dieser Statistik nur die übliche gewerbliche Thätigkeit größern Umfanges in Betracht

gezogen ist, bei weitem nicht alle Thätigkeit, welche am Sonntag in den einzelnen Gewerbebetrieben überhaupt vorkommt: so gerechnet dürfte nur ein kleiner Teil ganz ohne Sonntagsarbeit sein. Bei periodischen Fabrikarbeiten, die oft unter dem Druck von Lieferfristen und Konventionalstrafen stehen, im Handel und Verkehr, besonders im Kleinhandel beim Vorhandensein von Bevölkerungskreisen, die gerade den Sonntag zu Einkäufen zu benutzen pflegen und nicht selten diesen Tag zum besten Verdiensttag machen, findet sich die ausgedehnteste Sonntagsarbeit. „Welcher Sonntagslärm — ruft ein Freund der Sonntagsheiligung aus — statt der Sonntagsruhe! Wenn wir sehen, wie am Sonntag alle Läden offen stehen und all das geschäftige Rennen und Treiben auf den Straßen ununterbrochen seinen Fortgang nimmt, glauben wir da in einer Christenstadt zu sein? Haben wir noch einen Sonntag? Wahrlich, es ist oft schwer, auf die Frage mit Ja zu antworten!" Aber genug; das Ergebnis der Enquete ist: Die eine Hälfte vermeidet, die andre benutzt, ja sucht die Sonntagsarbeit.

Ebenso aber weichen die Ansichten über die Folgen eines etwaigen Sonntagsarbeitsverbotes von einander ab. Die Manchesterleute sehen nur Nachteile daraus entspringen: den Ausfall des oft höhern Sonntagslohnes für die Arbeiter, des meist höhern Sonntagsverdienstes für die Arbeitgeber (ein Berliner Bäcker schätzt den Sonntagsverdienst gleich dem von vier Wochentagen), die Notwendigkeit der Einführung von Ueberstunden und Nachtarbeit, die große Versuchung für den Arbeiter, den Sonntag zu vergeuden, statt ihn zur Erholung anzuwenden ꝛc. Gäbe es Arbeit, heißt es aus Sachsen, dann sei jede Stunde zu benutzen — gäbe es keine, dann sei die ganze Woche Sonntag. Ein Arbeitgeber aus Baden nennt den Wunsch, mehr Sonntagsruhe zu erhalten, eine Kurzsichtigkeit. Diesen Leuten vorangegangen ist Napoleon I. mit seinem Ausspruche: der Mensch müsse auch am Sonntag arbeiten, denn er wolle auch am Sonntag essen! — Andre, Gott sei Dank! schätzen die Sonntagsruhe höher. Die Minderung des Verdienstes sei ohne Bedeutung; auf diese „Blutpfennige" würde gern Verzicht geleistet werden; auch würden bei einem allgemeinen Sonntagsarbeitsverbot im ganzen deutschen Reiche nur geringe Verluste entstehen. Dem gegenüber aber werde der Sonntag den Arbeiter sich jedesmal erholen lassen, ihn weniger krank sein, länger leben lassen, jedenfalls seine Leistungsfähigkeit und Lust zum Arbeiten für die sechs Wochentage steigern und das Uebel des sogenannten blauen Montags beseitigen. Für den Arbeitgeber würde die Sonntagsruhe in der Regel nicht einer Verteuerung der Arbeit gleichkommen aus dem einfachen Grunde, weil die längere Arbeit in der Regel nicht die bessere sei. Einen Tag in der Woche könne der Arbeiter das Familienleben genießen, der Kindererziehung und seinen häuslichen Angelegenheiten sich widmen; aus dem Kirchenbesuche würden ihm große Segnungen erwachsen: Sonntagsarbeit lasse die Arbeiter, zumal die jugendlichen, verwildern, indem sie sie der Kirche entwöhne. „Der Arbeiter — erklärt ein Arbeitgeber in Königsberg —, der Sonntags mit Frau und Kind ausgeht, kommt nie zu spät nach Hause, wohl aber der, welcher allein »blauen Montag« macht." Die Erzeugerin des letztern ist in den meisten Fällen die Sonntagsarbeit. Uebrigens findet sich beiläufig leider die Thatsache, daß zur Zeit in Deutschland die evangelischen Christen den Sonntag am wenigsten achten und sich von Katholiken und Juden beschämen lassen. Katholische Arbeiter sind sehr oft schwer zur Sonntagsarbeit zu haben, dagegen bekennt in der Enquete ein Bäcker zu Münster offen: „Ich bin Protestant, und da sonst die Bäcker katholisch sind, der einzige, der hier in der Stadt Sonntags frische Backwaaren hält: ich würde bei einem Verbot der Sonntagsarbeit nur das halbe Geschäft machen." Dieser Mann schämt sich also nicht, zu fordern, man solle ihn ferner von der größern Frömmigkeit seiner Zunftgenossen Gewinn ziehen lassen.

Mehrere Beispiele für die günstigen Folgen eines lokal schon bestehenden Sonntagarbeitsverbotes hat die Umfrage auch gebracht. „In meinem Geschäft — äußert ein badischer Arbeitgeber — findet am Sonntag keinerlei Arbeit statt, selbst mein Ladengeschäft ist geschlossen. Ich habe bis vor einem Jahr wie üblich auch am Sonntag gearbeitet und arbeiten lassen. Die Folge war, daß die Arbeiter am Montag und oft auch am Dienstag nicht gearbeitet haben. Ich habe die Sonntagsarbeit eingestellt gegen den Willen meiner Arbeiter, und seither habe ich einen viel geregelteren Geschäftsgang. Auch meine Arbeiter sind mit der neuen Ordnung sehr zufrieden. Das sogenannte Blaumachen kommt nicht mehr vor; meine Arbeiter sind stolz darauf, daß sie am Sonntag nicht arbeiten müssen." Und die hierher gehörigen Arbeitgeber werden jetzt noch durch die Konkurrenz ihrer Berufsgenossen mit Sonntagsarbeit gedrückt. Weiterhin wird noch als günstige Folge des Sonntagsarbeitsverbotes angegeben, daß viele der zur Zeit brachliegenden Arbeitskräfte für die Wochentage Beschäftigung finden würden. Aber genug auch hier, wo das Ergebnis der Enquete nicht minder uneinheitlich ist. Von hundert Befragten des Gewerbes im allgemeinen halten zum Schluß ein Verbot für durchführbar ohne Einschränkung dreiundzwanzig Arbeitgeber und zweiunddreißig Arbeitnehmer, für durchführbar mit Einschränkung neununddreißig Arbeitgeber und einundvierzig Arbeitnehmer, für undurchführbar achtunddreißig Arbeitgeber und siebenundzwanzig Arbeitnehmer. Der Freund der Sonntagsruhe wird in den drei Bänden zahlreiche Belege für sich finden, der Gegner derselben ebenso viele.

Diese unklare Art des Ergebnisses aber bringt leider die Thatsache mit sich, daß bezüglich der bevorstehenden Reichstagsverhandlung über die Materie im voraus keine Hoffnungen gehegt werden können; insbesondre bei den Regierungen erfreut sich der ganze Gegenstand keines großen Interesses. Denn sonst würde man sich allerdings der Erkenntnis nicht verschließen können, daß in dieser Sache die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden müssen. Ein Arbeitgeber, welcher bezeugt: Es geht auch ohne Sonntagsarbeit! und die Erfahrung für sich hat, wiegt zehn Zunftgenossen auf, welche behaupten: Es geht nicht! ohne es je versucht zu haben. Das sollte jedem Einsichtigen und Unvoreingenommenen klar sein. Aber leider war die Stellung der Regierungen, bez. des Fürsten Bismarck, von Anfang an der ganzen Sonntagsfrage gegenüber eine ablehnende. Als im Mai 1885 aus dem Bericht der Arbeiterschutzkommission die Sonntagsfrage zur Besprechung gelangte, war die liberale und fortschrittliche Partei für eine Aufschiebung der Sache und eine vorausgehende Enquete. Und der Reichskanzler trat ihnen zur Seite mit seinem Worte, was dem Volke die höchsten Güter hülfen, wenn es Hunger leiden müsse! Wie man überhaupt von dieser Seite der Kirche nur in sehr lauer Weise zu Hilfe kommt, so ist man auch betreffs der Sonntagsgesetzgebung der Ansicht, daß die in den Einzelstaaten darüber vorhandenen Bestimmungen genügend seien und ein Eingreifen des Reiches an diesem Punkte nicht angebracht und nötig sei. In solcher Gesinnung hat die Reichsregierung die Sonntagsenquete veranstaltet: die ganze Fragestellung schien allerdings darauf angelegt, Material gegen das Verbot zu liefern. Das wäre ihr denn auch im wesentlichen gelungen. Ist das in der That Absicht und Vorgehen der Regierung gewesen, so hat sie diesmal sich des besondern Dankes der liberalen Blätter zu erfreuen, welche sämtlich ihre Zufriedenheit mit dem Ergebnis der Enquete und des Generalberichts aussprechen.

Und doch ist entschieden das reichsgesetzliche Verbot der Sonntagsarbeit als ein integrirender Bestandteil der Arbeiterschutzgesetzgebung zu bezeichnen; es wäre zu beklagen, wenn die drei Bände der Enquete „nur als Särge dienen sollten, um die Sonntagsruhe zu begraben."

Auch vom religiös-sittlichen Standpunkte aus. Denn allerdings ist die Frage zunächst eine wirtschaftliche. Und wenn in der That gewisse Arbeiten am Sonntag sich als notwendig für das Wohl der Menschheit darstellen, so haben wir das Recht, sie zu üben; denn „der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen" (Mark. 2, 27). Aber darin eben liegt's. Die Sonntagsruhe ist in erster Linie nötig als Zeit nicht des Genusses, aber der Erholung, und das insbesondre für alle Stände, die der körperlichen Arbeit dienen, das heißt aber für achtzig Prozent des deutschen Volkes. Arbeit ist ein Segen; aber unausgesetzte Arbeit ist ein Fluch, eine Art Selbstmord, und doppelt in

Fabriken mit ihrer ewig gleichen, eintönigen Beschäftigung, der beklagenswerten Folge der heutigen Arbeitsteilung. Der Arbeiter verdient ein paar Groschen mehr; aber er bezahlt sie mit der Spannkraft seines Geistes und Jahren seines Lebens. Die Sonntagsarbeit macht frühe Witwen und Waisen; Sonntagsruhe erhält den Mann der Familie und die Familie ihm. Die Sonntagsruhe ist aber weiter vor allem die Vorbedingung der Sonntagsheiligung, und die darf unserm Volke nicht unmöglich gemacht werden. Die Segnungen der Religion und Frömmigkeit, so wenig sie sich mit Zahlen nachweisen lassen, sind so sicher wirklich vorhanden und unendlich groß; wer sie nicht mit in Rechnung zieht, weil er dafür kein Verständnis hat, wird auch auf die Sonntagsfrage die rechte Antwort nicht finden. Es giebt für Arbeiter wie Arbeitgeber nicht nur ein Sonntagsrecht, sondern auch eine Sonntags**pflicht**. Man braucht nicht mit dem englischen Sonntage zu liebäugeln und muß doch dem Worte zustimmen: „Wie dein Sonntag ist, so bist du selbst. Wie der Sonntag unsers Volkes ist, so ist unser Volk."

Je zaghafter aber die gesetzgebenden Faktoren sind, dem deutschen Volke zu einem christlichen Sonntage zu helfen, umso lebhafter müssen alle einsichtigen Bürger sich rühren. Soll schließlich die Sozialdemokratie, welche den freien Sonntag fordert, den Triumph erleben, daß die Furcht vor ihr oder ihr etwa noch wachsender Einfluß sonst mehr erreicht als die Einsicht der Wohlgesinnten? Erfüllen wir uns, erfüllen wir unsre Kreise mehr mit christlichem Geist, und die Gesetzgebung wird von selber nachfolgen.

Daß aber die Gesetzgebung vieles schon jetzt leisten könnte und zum Schutze derer, welche auf den Sonntag halten, leisten sollte, dafür zum Schluß nur ein Beispiel. Wir entnehmen es einem lesenswerten Vortrage des berühmten Rechtslehrers **Sohm** (früher in Straßburg, jetzt in Leipzig).*) Er spricht von den ländlichen Treibjagden, die leider gerade im Elsaß Sonntags mode seien. „In Preußen und Baiern sind solche geräuschvollen Sonntagsjagden gesetzlich verboten, hier sind sie leider gestattet — und welch ausgiebigen Gebrauch macht man von der gesetzlichen Erlaubnis! Kein echter Waidmann würde Sonntags eine Treibjagd in Gang setzen. Aber die Sonntagsjäger! Mit Hundegebell und Hörnerklang geht es in den stillen Sonntagsmorgen hinaus. Mag den Leuten, welche als Treiber dienen, ihre Sonntagsruhe, mag der ganzen Umgebung, welche mit dem Lärm erfüllt wird, der Sonntagsfriede genommen werden — was schadet's! Le roi s'amuse!" B-e

*) „Ueber die Sonntagsruhe." Vortrag, gehalten auf der öffentlichen Generalversammlung des Vereins für Sonntagsruhe in Straßburg am 6. Februar 1887 von Rudolf Sohm. Straßburg, Heitz, 1887. 16 S.; 80 Pf.

Das Aussätzigenasyl Jesushilfe in Jerusalem

Im Jahre 1855 schrieb der Arzt Dr. Titus Tobler, bekannt durch seine Verdienste um die Kenntnis des heiligen Landes, in seinem „Beitrag zur medizinischen Topographie von Jerusalem": „Daß man in dem schläfrigen Orient für die Heilung des Aussatzes viel zu wenig unternimmt, ist eine ausgemachte Sache, und man muß sich wundern, daß die aufgeklärten Engländer, die eine übertriebene Sympathie für die Israeliten an den Tag legen, hier des Unglückes und des Elendes, des jämmerlichen Barbarismus stumpfsinnige Zeugen sein können. In der That, ein wahres, weites Menschenherz würde auch für diese Abscheulichen mit ihrem kahlen Kopfe, den triefenden, roten Augen, der zertrümmerten Nase, den Knollen am erdfahlen Gesicht, mit den Geschwüren an den Armen, mit den zerstümmelten Gliedern Platz haben, um sie zu erleichtern, oder um, daß ich mich so ausdrücke, sie wieder in den Bund der menschlichen Gesellschaft aufzunehmen."

Zehn Jahre später hat sich ein solches Menschenherz, das auch für die armen Aussätzigen in Jerusalem Platz hatte, gefunden. Es war eine deutsche evangelische Christin, deren Mitleid nicht nur — daran wäre nichts zu loben —, sondern deren christliche Liebe durch den Anblick der Aussätzigen am Jafathore Jerusalems lebhaft bewegt wurde. Die Freifrau von **Keffenbrinck-Ascheraden** auf Nehringen in Pommern sah im Jahre 1865 das hilflose Elend dieser Armen und faßte mit ihrem gleichgesinnten Gemahl den Entschluß, die opferwillige Teilnahme weiterer Kreise für den Bau eines Aussätzigenasyls in Jerusalem zu gewinnen. Ihre Bitte fand in Deutschland, in der Schweiz und auch in England willige Herzen und offene Hände. Am 30. Mai 1867 konnte bereits das Asyl für die Aussätzigen, ein von einem arabischen Baumeister aufgeführtes zweistöckiges Gebäude vor dem Jafathore, im Westen der Stadt Jerusalem, eingeweiht werden. Der Missionar **Tappe** und seine Frau, beide als Mitglieder der Brüdergemeine bis dahin im Dienste der Brüdermission in Labrador, wurden zur Uebernahme des Amtes der Hauseltern gewonnen. Die Oberleitung, sowie die Sorge für die Erhaltung der Anstalt war einem Komitee übergeben, dem Freiherr von Keffenbrinck, Bischof Gobat, der englische Arzt Dr. Chaplin, der Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde und der preußische (späterhin kaiserlich deutsche) Konsul in Jerusalem angehörten. Freiherr von Keffenbrinck und seine Gemahlin galten als Eigentümer des Asyls und haben das Protektorat über die Anstalt fünfzehn Jahre lang geführt oder, richtiger gesagt, mit Liebe und Sorge getragen. Bald schon schien es ihnen im Interesse des Asyls selbst wünschenswert, daß es aus der Privatpflege in die einer Korporation übergehe, zumal da die Lösung der Aufgabe, den Aussatz in Palästina ganz zu beseitigen, die Kraft und Grenzen eines Menschenlebens weit überrage. Bei der Umschau nach einer Kirchengemeinschaft, der sie die Weiterführung des Werkes vertrauensvoll überlassen könnten, haftete ihr Blick auf der Brüdergemeine, die nach Maßgabe ihrer Kräfte immer Teilnahme für das Werk gezeigt und auch die ersten Hauseltern, sowie zwei pflegende Schwestern nach einander für das Asyl gestellt hatte. Die angeknüpften Verhandlungen hatten Erfolg und führten zu einem am 1. Januar 1881 abgeschlossenen Kontrakt, laut dessen die Direktion der Brüder-Unität zunächst auf Probe die Oberleitung und Fürsorge für das Asyl übernahm. Ein an Ort und Stelle befindliches Kuratorium, bestehend aus dem jedesmaligen kaiserlich deutschen Konsul, dem jeweiligen Pastor der deutsch-evangelischen Gemeinde in Jerusalem, dem Anstaltsarzt und zwei andern Mitgliedern, sollte den Gang der Anstalt überwachen und der Direktion der Brüder-Unität Rechenschaft ablegen. Aus diesem vorläufigen Uebereinkommen ist während der letzten Jahre ein endgiltiges geworden, dem zufolge die Brüder-Unität Besitzerin des Asyls ist, die Kosten trägt und den Hausvater beruft.

Die äußere Geschichte dieser Anstalt vervollständigt sich endlich dadurch, daß am 24. April dieses Jahres ein neues Haus, weiter von der Stadt gelegen, bereits im Jahre 1884 begonnen und nach den bisher gemachten Erfahrungen zweckentsprechender eingerichtet, feierlich eingeweiht und in den folgenden Wochen bezogen worden ist. Zum Gedächtnis dieses wichtigen Fortschritts ist kürzlich eine kleine Schrift erschienen: „**Das Aussätzigenasyl in Jerusalem.** Geschichtliche Darstellung seines nunmehr zwanzigjährigen Bestehens von H. G. Schneider, Prediger der Brüdergemeine" (Preis 30 Pf. Berthelsdorf bei Herrnhut. Zu beziehen durch G. Burkhardt). Der Ertrag der kleinen Schrift ist zum Besten des Asyls bestimmt.

Diese christliche Liebesarbeit an den Aussätzigen, deren kleine, bescheidene Anfänge sich zu einem so erfreulichen Wachstume entwickelt haben, verfolgt, wie schon oben gesagt, die Aufgabe, den Aussatz in Palästina gänzlich zu beseitigen. Ist dieses möglich? werden die Leser wohl erstaunt fragen. Kann man wirklich diese schrecklichste aller Krankheiten, die der Dichter des Buches Hiob darum den erstgebornen Sohn des Todes (Luther: Fürst des Todes, Hiob 18, 13) nennt, überwinden? Kann man die Menschheit von diesem Leiden, das Jahrtausende lang als eine der grausamsten Strafen der Götter betrachtet worden ist, wirklich befreien? Die Frage kann insofern bejaht werden, als die Erfahrung gelehrt hat, daß die verheerende Kraft dieser wohl erblichen, aber doch nicht ansteckenden Krankheit gebrochen werden kann. Ob der einzelne Kranke durch menschliche Pflege zu heilen ist, das ist eine Frage, die von den meisten Autoritäten verneint wird. Doch hat mir ein mit den Zuständen

Palästinas wohl vertrauter Arzt versichert, daß die Krankheit in ihren ersten Anfängen wohl erstickt werden könnte, wenn dieselben nur rechtzeitig erkannt und sachgemäß behandelt würden. Immerhin wird diese Ansicht, namentlich bei den ungeordneten Verhältnissen des Orients, nur für sehr wenige Fälle zutreffen. Wohl aber lehren die Erfahrungen, die man im Abendlande mit dem Aussatz gemacht hat, daß menschliche Pflege und Sorgsamkeit gegen diesen Feind des Lebens nicht ohnmächtig sind. Einst haben nämlich die Kreuzzüge diese Krankheit, wie ein unsauberes Geschenk des Morgenlandes, auch im Abendlaude verbreitet. In Frankreich, in Italien gab es viele Aussätzigenhäuser; die Krankheit war im Mittelalter im westlichen Europa epidemisch, während heute merkwürdigerweise nur Norwegen allein unter den europäischen Ländern noch gegen den Aussatz zu kämpfen hat. Wenn es hier gelungen ist, den bösen Eindringling wieder zu vertreiben, soll man nun nicht versuchen, ihm in seiner Heimat die Herrschaft streitig zu machen?

Die Aufgabe ist nicht nur eine langwierige, sie ist vor allen Dingen eine sehr schwere. Der Kampf gegen das Uebel allein ist noch das Geringste. Viel mühevoller, darum auch bedeutsamer ist die Vernichtung des Vorurteils gegen die unglücklichen Aussatzkranken, das jahrtausendelang gerade im Orient ohne wesentliche Unterbrechung geherrscht hat. Man sah in ihnen nur die vom Zorne Gottes Geschlagenen, um schwerer Sünden, sei es eigener oder derer ihrer Eltern willen, Gestraften. Wen Gott durch eine solche Krankheit sichtbar dem Tode geweiht hatte, den glaubte auch der Mensch meiden zu müssen. Es war religiöse Scheu, die den Verkehr der Aussätzigen mit der menschlichen Gesellschaft aufhob. So hielt man es unter den heidnischen Völkern des Altertums, ebenso in Israel (vergl. 3. Mos. 13 f.; 2. Kön. 7, 3. 15, 5; Luk. 17, 12); ebenso hält man es unter den jetzigen Arabern und Negern. Was Wunder, wenn diese Ausgestoßenen nun unter sich alle Unterschiede des Standes, ja selbst der Religion, die sonst im Orient so scharf scheidet, verschwinden lassen und sich in größeren Orten zu einer Art von Kaste zusammenthun, die ein gemeinsames Oberhaupt, natürlich ebenfalls einen Aussätzigen, anerkennt! So lebten diese Kranken in elenden Hütten neben der südlichen Stadtmauer Jerusalems, bis 1876 die türkische Provinzialregierung, freilich nicht aus eignen, sondern aus gesammelten Mitteln, ein Haus für die Aussätzigen im Süden der Stadt gebaut hatte, wo sie wenigstens des Nachts eine gesicherte, aber doch kümmerliche Unterkunft haben und täglich mit Wasser, von Zeit zu Zeit auch mit Brot versorgt werden. Am Tage sitzen sie nach wie vor an den Thoren und auf den Straßen, betteln mit ihrer heisern Stimme, werden entweder nicht beachtet und gemieden oder erregen in den Vorübergehenden ein Entsetzen und Mitleid, das buchstäblich tief, tief zu Herzen geht. Ach, diese Armen! Sie haben ja nichts von dem, was sonst den Menschen in schlimmer Not aufrichten kann, keinen gesunden Helfer, kein Vertrauen, weder auf Menschen noch auf Gott, und darum keine Hoffnung für die kommenden Tage. Wie kalt, wie öde muß es daher in dem Gemüte dieser Menschen, die von ihren Brüdern selbst ausgestoßen worden sind, aussehen! Hier kann nichts andres helfen, als die christliche Liebe, die alles verträgt und alles hofft, das Abbild der Liebe Gottes, welche die Sünder, die von ihm Geschiedenen, gesucht und zu sich gezogen hat. Nur sie allein vermag jene in ihren Wirkungen noch heute lebendige religiöse Scheu vor den Aussätzigen auszurotten und die unglücklichen Gebannten selbst mit Gott und der Menschheit zu versöhnen.

Es ist der erfreulichste Abschnitt der oben genannten kleinen Schrift, in welchem auf Grund der letzten Jahresberichte festgestellt wird, daß es in der That jetzt gelungen ist, die geistige Oede dieser Kranken in dem Asyl zu überwinden. Während früher ihr Verhalten nur Mißtrauen, Unzufriedenheit, Verlogenheit, Bosheit und Undankbarkeit ausdrückte, macht sich jetzt eine zufriedene Anerkennung der empfangenen Liebe, eine demütige Unterordnung unter die Hand Gottes bei ihnen geltend; ja sie beginnen in der menschlichen Liebe, die ihnen hilft, die Offenbarung der göttlichen Liebe in Jesus Christus, dem Freunde und Arzte auch der Aussätzigen, zu erkennen. Das ist das sicherste Zeichen, daß die nun zwanzigjährige Arbeit in dem Aussätzigenasyl nicht vergeblich gewesen, sondern deutlich von Gott gesegnet worden ist. Sie ist gewiß ein rechtes Werk der Nachfolge unsers Herrn Jesu, der dem zweifelnden Johannes im Gefängnis unter andern Merkmalen auch auf das achten ließ, daß die Aussätzigen durch ihn rein würden (Matth. 11, 5). Möchte darum die Zahl derer immer größer werden, die durch ihr Gebet, durch ihre Arbeit und durch ihre Gaben dieses Werk christlicher Liebe fördern helfen! G

Vom Vatikan

Das Jubiläum

Im Vatikan herrscht ungewöhnliche Arbeit, denn es gilt, jene großartige Industrieausstellung herzurichten, die viel umfangreicher werden wird, als man anfänglich gedacht und zum Teil — gewünscht hat. Es bleibt nämlich nicht bei der Industrie; zu derselben gesellt sich auch die Kunst — und auch dabei bleibt es nicht; denn zur Kunst gesellt sich, seltsam zu sagen, eine Menagerie. Aus fernen Landen sendet man dem Papste als Jubiläumsgabe diverse Tiere, darunter sogar einen Löwen. Ob der Papst diese zarte Anspielung auf seinen Namen hochschätzen und jener Menagerie einen Platz in seinem Parke gönnen wird, wissen wir nicht, möchten aber letzteres vermuten, da Leo XIII. ein Tierfreund ist und z. B. an allerlei Geflügel, welches im genannten riesengroßen Garten gehegt wird, sein Vergnügen hat. Der großen Ausstellung gehen aber viele kleinere voraus. Ueberall, wo sich in einem Orte Italiens eine größere Anzahl von Jubiläumsgeschenken zusammenfindet, wird natürlich vor der Absendung eine Ausstellung dieser Gegenstände veranstaltet, und weil nun jeder giebt, was er kann und mag, so kommen oft recht kuriose Dinge zusammen. In einem Städtchen Campaniens, wo Essig fabrizirt wird, hatte man unter andern schönen, für den Papst bestimmten Dingen auch eine Quantität der besten Waare dieser Art ausgestellt, dazu eine Partie besten Olivenöles. Man ist überzeugt, daß der heilige Vater seine Freude an solchen Landesprodukten haben wird. Wenn übrigens solche Erzeugnisse der Landwirtschaft, für den Vatikan bestimmt, sich mehren und sich auch eine vatikanische Agrikulturausstellung anbahnen sollte, so dürfte sich der Vatikan an das Goethische Lied vom Zauberlehrling erinnern: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los."

Jedenfalls bleibt den Ausstellungsordnern allerlei Verlegenheit und Aerger nicht erspart. Was sollen sie z. B. anfangen mit jener rein endlosen Reihe gestickter Pantoffeln, welche von weiblichen Händen für den Papst angefertigt wurden und dem Vatikan aus den verschiedensten Ländern zugingen? Bekanntlich trägt der Papst bei feierlichen Gelegenheiten prachtvolle, mit einem gestickten Kreuz versehene „Pantoffeln"; da ist man denn allzu eifrig darauf bedacht gewesen, für Vorrat zu sorgen. Leider lassen sich nun solche Dinge nicht verschenken; denn keiner auf Erden, als nur der Papst, darf dergleichen Pantoffeln tragen. Also werden sie dem Inventar des Vatikans einverleibt werden müssen, um für den Nachfolger des jetzigen Papstes zu dienen. Eine Menge von andern Dingen, nämlich Gefäße für den kirchlichen Gebrauch, sollen später verschenkt werden, und liegen bereits viele hunderte von Petitionen solcher Pfarrer vor, die für ihre armen Gemeinden Kirchengefäße edeln Metalls erbitten. So viel ist gewiß: die Ausstellung wird großartig und bezeichnet etwas, das noch nie im Vatikan dagewesen. Was nämlich zu den Zeiten Pius IX. geschah, ist Kinderspiel gegen das, was der Vatikan jetzt erlebt. Als letzterer sein silbernes Papstjubiläum feierte, erhielt derselbe zahlreiche fürstliche Gaben, welche zur Besichtigung ausgestellt wurden; aber solche Ausstellung war unbedeutend, wenn man sie mit dem vergleicht, was die Welt demnächst in den „heiligen apostolischen Palästen" staunenden Auges erblicken wird.

Die Esposizione Vaticana (vergl. Nr. 31, S. 301) benachrichtigt den Leser, daß die Ausstellung auch zahlreiche neue Erfindungen aufweisen wird, unter ihnen diejenige eines Franzosen Arragon, der eine durch Elektrizität geschehende Bewegung

der Kirchenglocken hergestellt hat. Der Pfarrer läßt in seinem Zimmer den bekannten weißen Knopf anbringen, drückt denselben, und siehe da, sofort beginnen die schwersten Glocken ihr Geläute. Eines der vielen klerikalen Blättlein des südlichen Italiens bezeichnete kürzlich diese Erfindung als höchst zeitgemäß, denn Leo XIII. sei durch dieselbe in Stand gesetzt, sofort die St. Petersglocken Viktoria läuten zu lassen, wenn er erst durch den Rosenkranz zum „Siege," d. h. zu neuem Besitze Roms und des Kirchenstaates, gelangt sei.

Einen solchen Sieg über „die Welt und die Hölle" würde der Papst allerdings als die beste Jubiläumsgabe betrachten, und man kann als eine Art von Vorgeläute jene Briefe betrachten, welche von allen Bischöfen der Welt nach und nach in Rom anlangen, nachdem der Vatikan, wie selbstverständlich, das Signal zu solcher Demonstration gegeben. Ein andres Geläute — fast möchte man es ein Sturmgeläute nennen — bilden jene an das Parlament gerichteten Petitionen, welche überall im Lande zirkuliren und die Landesvertretung ersuchen, dem Papste die weltliche Herrschaft zurückzugeben. Diesen Bittgesuchen schließen sich die klerikalen Blätter und Blättlein an, welche in allen Tonarten das alte Lied von der Notwendigkeit weltlicher Herrschaft singen und alle Kraft zusammennehmen, um durch Exegese und Kirchengeschichte solche Behauptung zu beweisen. Dieselbe Glocke wird in den Priester-Seminarien geläutet, die an zahlreichen Stellen sogenannte „Akademien," d. h. musikalisch-wissenschaftlich-poetisch-deklamatorische Aufführungen vor Geistlichen und Laien, zu Ehren des Papstes zum Besten geben. Eine solche fand kürzlich z. B. in Sorrento statt, und bestand die Einleitung (Prolusione) in einem Vortrage des dortigen Erzbischofes, welcher nachzuweisen suchte, daß Leo XIII. alle „wunderbaren Tugenden" seiner Vorgänger in seiner Person vereinige und in ihm alle die Früchte, welche jene erstrebten, gezeitigt werden in Hinsicht der Kirche, der Wissenschaft, der Politik, der Künste und der Zivilisation! Wer die Schmeicheleien gelesen, welche z. B. ein Horaz dem Kaiser Augustus als Weihrauch darbrachte, und dann solche Reden liest, die heutzutage zu den Füßen Leos XIII. als Opfer dampfen, findet die Schmeichelei des Heiden Horaz maßvoll und wird vielmehr an die spätere Kaiserzeit erinnert, wo diese römisch-heidnischen Hofschmeichler das Menschenmögliche in solcher Hinsicht leisteten. Daß der Erzbischof von Sorrento während jener Academia nach Rom telegraphirte, ferner, daß die benedizione apostolica für ihn, für die Seminaristen, für die Hörer per Telegramm sofort eintraf, dürfen wir nicht verschweigen.

Wie zahlreich die für die bevorstehende Ausstellung bestimmten Geschenke sind, erhellt daraus, daß die aus Belgien kommenden schon die Hälfte der für jenen Zweck bestimmten Lokalitäten des Vatikans einnehmen. Man sah sich also genötigt, den Ausstellungsraum zu erweitern, der sich anfangs auf den sogenannten Pinienhof*) beschränken sollte. So nahm man hinzu die große Galleria Chiaramonti, sowie denjenigen vatikanischen Anbau, welcher unter dem Namen Braccio nuovo allen Besuchern des Vatikan-Museums bekannt ist. Im Braccio nuovo wird die staunende Welt alle dem Papste geschenkten Pretiosen erblicken, Dinge von wunderbarer Pracht und von ungeheuerm Werte. Natürlich wird man diese glänzenden Dinge unter Glas zu schützen suchen und eine sorgfältige Ueberwachung organisiren. Um die Räumlichkeiten für die Ausstellung in gehörigen Stand zu setzen, hat man bis jetzt über 350000 Lire verausgabt! Wenn kürzlich Kardinal Manning die Katholiken Englands zu reichen Geldgaben an den Papst aufforderte, so sind wir imstande, diese Aufforderung begreiflich zu finden, möchten uns aber die Freiheit nehmen, genannten Herrn zu fragen, ob jene 350000 Lire als für die „Bedürfnisse der Kirche" verausgabt zu betrachten sind? — Vielleicht wird dieser Kirchenfürst antworten: „Der Papst hat die Pflicht, sich mit einem größtmöglichen Glanze zu umgeben: denn auf diese Weise muß er die am Sinnlichen klebenden Menschen daran gewöhnen, in ihm das Uebersinnliche, den Herrn aller Herren, den Fürsten über Weltliches und Geistliches zu schauen."

Mit dem Kardinal Manning ist der Erzbischof von Turin völlig einverstanden. Auch er hält es für seine Pflicht, in einem an den Papst gerichteteten Jubiläumsbriefe zu bemerken, daß er seine Diözesanen zu zahlreicher Pilgerfahrt und reichen Spenden aufgefordert habe, und spricht die Ueberzeugung aus, es werde bei Leo XIII. das Wort zur Geltung kommen: „Alle Welt läuft ihm nach!" Derselbe Erzbischof wünscht, es möge ihm vergönnt sein, dem Vater alle **Sünder** zuzuführen, und versteht unter dieser Bezeichnung alle diejenigen, welche der **weltlichen Herrschaft** des Papstes zuwider sind. Dann versucht er, den letzteren mit sentimentalen Worten zu trösten, und fährt fort:

> O heiliger Hohepriester, verlaßt Italien nicht, welches an Gaben der Natur, der Kunst und Religion so reich ist, verlaßt dies Land nicht, welches Euch zugehört. Kommt Italien zur Hilfe, diesem Lande, welches den Altären die schönsten Blumen bietet, welches die herrlichsten Lieder für die Kirche dichtet,*) welches so viel Märtyrerblut gesogen, welches unzählbare Heilige gebar und nur wenige gefährliche und berüchtigte Ketzer hervorbrachte, welches seit 1800 Jahren mit den Päpsten weinte und mit ihnen sich freute. O heiliger Vater, dies Land ruft Euch zu: Komm uns zur Hilfe!

So schreibt der Kardinal Alimonda von Turin und liefert dadurch den Beweis, daß ein Kirchenfürst imstande ist, hübsche Worte und Sätze zu bilden und dabei eine merkwürdige Unkunde in der Kirchen- und Weltgeschichte zu verraten. In Italien kann man sich dergleichen erlauben, wo es unter den gebildeten Eingebornen kaum einen einzigen giebt, der die zur Beurteilung obiger Sätze notwendigen historischen Kenntnisse besäße. Der Herr Kardinal Alimonda braucht also keine Kritik von seiten seiner Landsleute zu fürchten, denen es übrigens im großen Ganzen gänzlich gleichgiltig ist, ob das Papsttum seit achtzehnhundert Jahren oder seit Noahs Zeiten existirt, die sich nicht im mindesten dafür interessiren, wie viele oder wie wenige Ketzer dies Land produzirt hat und wie viele Thränen dasselbe mit dem Papste zusammen weinte. Sollte wirklich dem Herrn Alimonda, sollte wirklich dem jetzigen Papste die Thatsache unbekannt sein, daß in keinem Lande ein so großer **Indifferentismus** in Hinsicht des Papsttums herrscht als in Italien?

Die Bischöfe des neapolitanischen Gebietes haben am Tage des Rosenkranzfestes einen Jubiläumsbrief an den Papst gerichtet und darin erklärt, daß sie mit seinen Versöhnungsgedanken, d. h. mit seinen **Forderungen** und **Ansprüchen**, durchaus einverstanden sind und ihr Bestes thun wollen, daß der heilige Vater wieder in Besitz des Kirchenstaates komme. Sie schreiben wörtlich:

> Eure Heiligkeit hegt mit Recht eine besondre Liebe gegen Italien. In diesem Lande stand Eure Wiege, die Bewohner dieses Landes stehen dem Zentrum der Christenheit am nächsten, empfangen daher von demselben ein reicheres Leben und fühlen die Pflicht, dem Papste eine höhere Liebe entgegen zu bringen.

Wenn die einhundertundvier kirchlichen Würdenträger, welche so schreiben, wirklich von der Wahrheit dessen, was sie sagen, überzeugt sind, so kennen sie ihr eignes Vaterland und dessen Bewohner sehr wenig; sind aber diese Herren von der Wahrheit dessen, was sie schreiben, **nicht** überzeugt, dann gehören sie zu denjenigen, welche meinen, daß Worte und Feder uns dazu gegeben sind, um uns bei jeder Gelegenheit in elegantem Stile zu üben. — Am Schlusse ihres **Briefes** sagen die **hundertundvier**:

> Wir werden uns Mühe geben, in die uns anvertrauten Seelen jene Liebe zur Religion, zur Tugend, zur Gerechtigkeit zu gießen, wodurch am besten der Friede gedeiht. Wir wollen unsern Söhnen und Töchtern, auch den Ungläubigen, den Beweis liefern, daß wir, als wahre Nachfolger Christi, alle uns anvertrauten Seelen lieben und bereit sind, unsre Güter für sie zu opfern, ja, wenn es nötig ist, auch unser Leben. Wir werden uns bemühen, daß alle uns als Väter betrachten und erkennen, daß wir von irdischen Gütern nur so viel haben wollen, als für die Spendung und Verbreitung himmlischer Güter, sowie für die Freiheit der Kirche und des römischen Pontifikats notwendig ist.... Wir neigen uns und küssen Euern heiligen Fuß, indem wir für uns und unsre Gemeinden den apostolischen Segen erflehen. —

---

*) Der Ausdruck: Cortile della Pigna bezeichnet dasjenige Gartengebiet, wo sich der kolossale Pinienzapfen befindet, der einst das Grabmal des Hadrian, die Engelsburg, krönte.

*) Wenn der Herr Kardinal Alimonda die Ehre hätte, unsre evangelischen Kirchenlieder zu kennen, so würde er von italienischen Kirchenliedern gar nicht reden.

Neuerdings hat man in den heiligen apostolischen Palästen den Beschluß gefaßt, daß der Papst am 1. Januar 1888 die Jubiläumsmesse in der St. Peterskirche am dortigen Hauptaltar bei verschlossenen Thüren zelebriren wird. Es handelt sich nicht um eine gesungene, also von einem Orchester begleitete Messe, sondern um eine gesprochene, also niedern Grades. Am 1. Januar 1838 las der Priester J. Pecci seine erste Messe in der prächtig ausgestatteten Jesuitenkirche S. Andrea al Quirinale, wo die Reliquien des Polen-Heiligen Stanislaus Kostka verwahrt werden.

Anfangs war bestimmt, daß der über dem Eingange der St. Peterskirche befindliche „Saal der Segnung" auch für die Jubiläumsmesse des Papstes dienen solle. Man hat aber deshalb hiervon Abstand genommen, weil dieses Fest wegen der vielen Lichter und Vorhänge leicht hätte Lebensgefahr bringen können. Jener Saal der Segnung, von dessen Loge der Papst bis 1870 den Segen urbi et orbi (der Stadt und dem Erdkreise) zu erteilen pflegte, soll jetzt nur für eine auf den 1. Januar geplante, großartige, pomphafte, feierliche Heiligsprechung verschiedner Gestorbenen dienen und ist mit enormen Kosten in eine prachtvoll dekorirte Kirche verwandelt worden. Daß man diese Herstellungskosten denjenigen aufgebürdet hat, welche genannte Heiligsprechung beantragten, ist gänzlich in der Ordnung und erspart dem Vatikan viel Geld.

Ueber den Hergang bei einer Heiligsprechung oder Kanonisation hier in Kürze nur dies. Um eine solche zu erreichen, muß sich zuerst ein sogenannter Postulatore finden, der bei der betreffenden vatikanischen Kongregation einen Antrag auf Einleitung des Prozesses stellt, und es ist nicht nur wünschenswert, sondern absolut notwendig, daß dieser Antragsteller mit vollen Händen kommt; denn die Sache kostet Geld, viel Geld, und geht, wie so mancher andre Prozeß, sehr langsam von statten. Um nun das Geld zu bekommen, stellt der Postulatore eine Kollekte an, die dann einen sichern Erfolg hat, wenn der zukünftige Santo einem über die Erde verbreiteten Orden angehörte, z. B. den Jesuiten, Dominikanern, Franziskanern rc. Besitzt der Postulatore selbst das nötige Geld, so kann er sich das Kollektiren sparen. — Die Sache geht dann langsam weiter, denn, um ein Heiliger zu werden, muß man stufenweise dazu gelangen. Die erste Stufe ist durch den Titel Venerabilis (ehrwürdig) bezeichnet, und das besagt nicht viel. Höher ist die Ehre der zweiten Stufe, auf der man Beatus (selig) heißt und die Ehre genießt, einen Altar und einen beschränkten Kultus zu erhalten. Mancher kommt überhaupt nicht weiter und bleibt Beatus in alle Ewigkeit; bei vielen stockt der Prozeß, oft deshalb, weil die Mittel fehlen; es dauert oft fünfzig, ja hundert Jahre, ehe er dann aufs neue aufgenommen wird, vielleicht darum, weil inzwischen die nötige Summe zusammengebracht wurde, oder weil inzwischen der Beatus wirkliche Mirakel vollbracht hat. Um nun einem Postulatore zu Hilfe zu kommen, bildet sich oft eine Postulazione, d. h. eine Kommission, welche den Fortgang des Prozesses bewirkt, Geld sammelt und die Advokaten antreibt, damit sie nicht lässig werden. Endlich kann die feierliche Kanonisation geschehen, die Stufe des Sanctus ist erreicht — dafür natürlich neue Kosten, unter denen als Hauptposten die Dekoration des Festsaales figurirt. — Letztere soll diesmal rund eine Million verschlungen haben, eine Summe, welche den beteiligten Postulazioni einigen Kummer verursacht haben soll.

Zahlreiche Pilgerscharen werden dem Vatikan eine Freude bereiten und der Stadt Rom viel Geld bringen. Der erste Pilgerzug kam jüngst nicht aus Italien, sondern aus Frankreich. Ehedem wanderte man zum Grabe St. Peters mit Pilgerstab und Muschelhut; jetzt haben sich die Pilgerfahrten in Vergnügungsreisen verwandelt, wobei die Bahnen Italiens fünfzig Prozent Rabatt bewilligen. T

Ueber evangelische und katholische Krankenpflege

Fragen eines protestantischen Laien in Tirol

Nicht selten hört man, daß ein evangelischer Kranker sich in ein katholisches Krankenhaus aufnehmen läßt, obwohl ein evangelisches zur Hand wäre, noch öfter, daß ein solcher sich von einer barmherzigen Schwester pflegen läßt, wenngleich evangelische Pflegerinnen oder Diakonissen zu haben wären. Von umgekehrten Fällen hingegen, volle Wahlfreiheit vorausgesetzt, habe ich, soweit meine Erinnerung reicht, nie etwas vernommen, halte sie auch für äußerst selten. Ich möchte zunächst die Frage aufwerfen: Ist die Angabe überhaupt richtig,*) und wenn sie von den Erfahrungen andrer bestätigt werden sollte, wie erklärt sie sich?

Daß ein strenggläubiger Katholik sich von einem Protestanten innerlich entfernter fühlt, als ein strenggläubiger Protestant von einem Katholiken, kommt dabei gewiß in Anschlag, scheint aber doch noch kein hinlänglicher Erklärungsgrund. Denn jene Wahrnehmung habe ich vielfach auch an Menschen gemacht, bei denen konfessionelle Rücksichten offenbar nicht mitsprachen. Daß der Durchschnittskatholik von Hause aus gutherziger, sorgsamer, treuer als der Durchschnittsprotestant und deshalb ein besserer Krankenpfleger sei, läßt sich auch sicherlich nicht behaupten.

Sollte der Grund nicht etwa darin zu suchen sein, daß durch die Bank die katholischen Pfleger strenger zur Demut, Geduld, Anspruchslosigkeit, Dienstbarkeit angehalten werden, überhaupt, ich möchte sagen, volkstümlicher gerichtet werden als unsre kirchlichen und weltlichen Pfleger, man sie daher gerade für den Krankendienst vorzieht? An allgemeiner Bildung sind ihnen die unsrigen wohl überlegen, vielleicht ist aber eben dies ein Grund mehr, warum von ihrer Seite nicht so gern niedrige Dienstleistungen angenommen werden. Man zweifle doch nicht, daß dafür auch viele Leute aus den untersten Bildungsklassen ein Gefühl haben.

Für obige Vermutung spricht m. E. auch eine Erscheinung im geistlichen Gebiete, daß nämlich der niedere katholische Klerus mehr Einfluß auf das katholische Volk hat, als unsre geistlichen Herren auf ihre Gemeinden. Jener Klerus geht fast nur aus der Bauernschaft oder den untern Ständen hervor und bleibt diesen näher verwandt und vertraut, teilt mehr oder minder ihre Mundart, Ausdrucksweise, Bräuche, Anschauungen, weil seine Seminarerziehung ihn nur in eine wenig höhere Bildungssphäre gehoben hat. Daß das katholische Volk den hochwürdigen Herrn nicht als seinesgleichen betrachtet, sondern höflich respektirt, dafür hat die katholische Kirche durch vielerlei Aeußerlichkeiten**) ausreichend gesorgt. Auf diese Weise ist es aber gelungen, den Klerus in engster Fühlung mit den Massen zu erhalten, ohne sein Ansehen zu untergraben.

Ein ganz andres Bild zeigt sich meistens in evangelischen Kreisen. Aeltere Pastoren zwar, die Jahrzehnte auf ihrem Dorfe in regem Verkehr mit ihren Landleuten amtirten und wenig mit Gebildeten umgingen, haben wohl in der Regel ein annähernd ähnliches Verhältnis zu ihren Gemeinden wie katholische Landpfarrer. Das sind aber doch nur Ausnahmen. Insgemein pflegen unsre Universitäten den Theologen jene höhere Geistesbildung zu geben, welche dem Volke den Abstand von ihm sehr fühlbar macht. Daraus resultirt nun zwar, daß von denselben auf die gut Beanlagten und Strebsamen hie und da etwas übergeht, daß ihr Verstand, ihr Geschmack mehr geweckt, ihre Manieren verbessert werden. Weil unsre Theologen aber in ihrer Gedanken- und Empfindungswelt den breiten Massen ferner stehen, ist ihnen m. E. die religiöse und sittliche Einwirkung auf sie erschwert.

Wir Protestanten meinen nun wohl, ein verheirateter Pastor müsse bei Familien mehr Vertrauen wecken, ihnen näher kommen als ein unverheirateter katholischer Priester. Wer viel in rein katholischer, rein protestantischer und gemischter Bevölkerung gelebt hat und ohne konfessionelle Befangenheit prüft und urteilt, sieht sich doch zu der Annahme gedrängt, daß das Verhältnis der katholischen Familien zu ihrem Seelsorger — vorausgesetzt, daß dessen Persönlichkeit und Lebenswandel nicht etwa Anstoß gäbe — ein gutes ist.

Bevor ich näher auf die Sache einzugehen und Nutzanwendungen zu ziehen versuche, möchte ich abwarten, was erfahrene theologische Fachmänner dazu sagen. A G

*) Sie ist ohne Zweifel richtig. D H

**) Wesentlich doch durch ihre Lehre vom priesterlichen Amt. Vgl. Nr. 44, S. 430. D H

Vorstehende Zuschrift unsers „protestantischen Laien“ haben wir nicht nur darum zum Abdruck gebracht, weil wir den verehrten Herrn kennen und schätzen, sondern weil er uns ohne Zweifel Dinge sagt, welche viele unsrer protestantischen Gebildeten auch denken. Wir beabsichtigen nicht, uns auf das zweite vom Einsender behandelte Gebiet zu begeben und über die größere und geringere Volkstümlichkeit der Geistlichen beider Kirchen uns auszusprechen: will jemand von unsern Mitarbeitern und Lesern sonst auf dieses Thema eingehen, so stehen ihm unsre Spalten offen.

Nur drei Bemerkungen seien gestattet. Wenn der gerügte Uebelstand evangelischerseits vorhanden ist und wir Pastoren dem Volke zu fern stehen, so wäre jedenfalls nicht damit zu helfen, daß man etwa unsern Bildungsgrad herabstimmt: im Gegenteil, eine wahrhaft hohe, echte Bildung wird den Pfarrer am besten befähigen, allen alles zu werden. Einen Ihresgleichen wollen unsre Bauern auch nicht haben. Zweitens bleiben gewisse Wege, mit dem „Volke“ auf vertrautern Fuß zu kommen, welche katholische Geistliche ohne Scheu betreten, uns mit Fug verschlossen. Zum dritten darf man wohl sagen, daß die Notwendigkeit, sich als wahre Volksfreunde zu beweisen, in unsrer Zeit der sozialen Fragen dem Stande der evangelischen Geistlichen mehr als je eine ernste Gewissenspflicht geworden ist.

Auf den Hauptgegenstand der Zuschrift aber, wie er vom Einsender in der Ueberschrift bezeichnet worden ist, gedenken wir uns umso lieber einzulassen, als wir ohnedies noch ein ebendahin gehendes Versprechen zu lösen schuldig sind: vergl. Nr. 37, S. 357. Wir werden also in nächster Nummer einen Artikel über die Barmherzigen Schwestern bringen. D H

Heriman der Westfale

Eine epische Dichtung in zwölf Gesängen von Jul. Thikötter. Bremen, M. Heinsius, 1887. 234 S.; Preis 4 Mk., geb. 5 Mk.

Diese von echt christlich-germanischer Begeisterung erfüllte Dichtung, die bereits in einem großen Teil der deutschen Presse eine sehr anerkennende und rühmende Besprechung gefunden hat, möge auch den Lesern unsers Blattes warm empfohlen sein. Wir können ihr hier einen etwas breitern Raum gewähren, weil sie eine Antwort auf die Frage bietet, die für jeden deutschen Christen von hohem Interesse ist: Wie hat das Christentum, und zwar das schon in eine starre dogmatische Form eingezwängte, mit vielen heidnischen Elementen versetzte Christentum, in die Herzen unsrer heidnischen Väter eindringen und die Altäre Odins und Saxnots stürzen können, woran unsre Väter mit altgermanischer Treue und Zähigkeit hingen? Wir denken bei dieser Frage nicht an die große Menge, die sich von unklaren Instinkten leiten ließ oder gar nur in dem siegreichen Schwerte des großen Karl die überlegne Macht des Christengottes erkannte. Wir denken an die tiefinnerlichen deutschen Gemüter, die von einem ernsten Verlangen nach dem Frieden ihrer Seelen ergriffen, von der sittlichen Hoheit und Herrlichkeit des Christenglaubens überwältigt wurden und so den lebendigen Samen bildeten, wodurch die christliche Kirche nicht bloß eine von fremden Völkern äußerlich übernommene Institution, sondern ein Gewächs wurde, das in dem deutschen Herzensboden tiefe Wurzeln trieb. Gustav Freytag hat in dem ersten Bande seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit mit meisterhafter Hand und psychologischem Scharfsinn das Für und Wider erwogen, wodurch sich die neue Lehre dem deutschen Gemüte empfehlen und auf der andern Seite einem hartnäckigen Widerstande begegnen mußte; er zählt uns die Faktoren auf, die dem Christenglauben nach heißem Ringen den Sieg in der deutschen Brust verschafften. Ist das nicht so recht ein innerer Konflikt und eine letzte Entscheidung, die zu poetischer Gestaltung im Einzelbilde reizen können?

So ist es in der That jetzt zweimal versucht worden, und zwar in doppelt interessanter Weise durch einen katholischen und einen evangelischen Dichter, in Webers „Dreizehnlinden“ und in Thikötters „Heriman.“ Beide führen uns in die Zeit Karls des Großen; beide schildern uns die innern Kämpfe einer an dem alten Väterglauben treu hängenden deutschen Jünglingsseele, bis endlich das Evangelium den Sieg gewinnt. Aber wie verschieden spiegelt sich dieser innere Vorgang in dem Geiste des Katholiken und des Protestanten! „Dreizehnlinden“ ist eine Dichtung, die den bestrickenden Zauber einer dämmerhaften, romantischen Poesie und eines selten lebendigen Naturgefühls auf jeden dafür empfänglichen Leser ausüben wird; aber die Lösung jener psychologischen Aufgabe ist außerordentlich schwach und ungenügend. Der Held Elmar liegt schwer verwundet im Kloster, von christlicher Liebe treu gepflegt; der weise Mönch Beda muß sich erst von der heidnischen Drude unter großem Aufgebot von phantastischem Spuk den Zaubertrank holen, um den kranken Leib zu heilen, und für die kranke Seele hat er nur den Trost:

Harre nur: der Klosterfriede
Heilt dir alle, alle Wunden.

Wir hören zwar von allerlei christlichen Lehren, aber wenigen, die in den Kern der christlichen Heilslehre eindringen, und Elmar klagt in einer Reihe von Liedern den tiefen, ungelösten Zwiespalt seiner Seele aus, den die Lehren des Mönchs in ihm hervorgerufen haben. Da finden wir ihn plötzlich und unerwartet an den Stufen des Altars, um die christliche Taufe zu empfangen; eine magische Erleuchtung ist über ihn gekommen, aber in der sonst so liederreichen Dichtung vernehmen wir kein Lied, worin ausgesprochen wäre, was denn eigentlich mit ihm vorgegangen und was der Inhalt seiner neuen Erkenntnis und der Anker seines Friedens geworden ist. Alles bleibt in einem geheimnisvollen Zwielicht, wie in dem Innern eines durch bunte Fenster verdunkelten gothischen Domes.

Wie ganz anders der evangelische Dichter! Auch hier ist es die Liebe des frommen Abtes Ludger, der Heriman vom Tode errettet und im Kloster Werden treulich pflegt; es sind dazu die Eindrücke einer köstlich geschilderten Weihnachtsfeier, wodurch das Herz des edeln Heiden für die echten Bekenner Christi gewonnen wird. Aber mag er auch die Christen lieb gewinnen und dem verehrten Abte seine treue Hilfe in jeder Not geloben, so ist doch der Glaube an seine Götter eine viel zu stark gewurzelte Eiche, um von diesem ersten Streich gefällt zu werden. Gegen die fränkischen Unterdrücker will er streiten:

Für unsre Freiheit, unser Recht,
Daß die Walküre zu dem Mahl
Mich führe ein in Odins Saal,
Und ich in der Einherier Reih
Der edlen Väter würdig sei.

Auch die Liebe zu der frommen christlichen Jungfrau Gisela, wovon der aus der Heimat verbannte Held im Lande der Bajuvaren ergriffen wird, vermag ihn nicht seinem ererbten Glauben zu entfremden. Wohl ist sein Uebertritt zum Christentum der Preis, womit er den Besitz der Geliebten erkaufen soll; aber aus der lyrischen Verherrlichung dieser Liebe, die zu den schönsten und schwungvollsten Partien der Dichtung gehört, quillt auch aufs neue die ungebrochene Treue des deutschen Recken zu den Göttern seines Volkes hervor. Durch seine mannhafte Tapferkeit, durch seine Verdienste um die Sache Karls des Großen in Spanien, wie durch den Eindruck seiner persönlichen Lauterkeit hat er sich schon die Gnade des großen Kaisers und den Besitz seiner geliebten Gisela errungen, obwohl er freimütig seinen heidnischen Glauben bekennt. Jedes eigennützige und unlautere Motiv ist weggefallen, als ihm endlich auf seiner Burg Hardenstein das Licht des Evangeliums aufgeht. Und wie läßt der Dichter seine Umwandlung bewirkt werden? Der fromme Abt Ludger hat ihm den eben erschienenen Heliand in die Hand gegeben, diese in deutscher Denkungs- und Anschauungsweise übertragene Darstellung der evangelischen Geschichte. In dieses Buch vertieft er sich unter dem Schatten der alten Eichen, und die Herrlichkeit „des waltenden Christ, des milden Himmelskönigs,“ geht in seiner Seele auf. Es sind klare und mächtige Eindrücke aus dem Worte Gottes von der Person Jesu Christi, die seinen alten Glauben entwurzeln. Und dazu kommt nun noch die Erfahrung von der Kraft des Christenglaubens an dem Krankenlager seines erstgebornen Sohnes. Während der starke Mann noch halt- und kraftlos dieser Prüfung gegenübersteht, sieht er sein christliches Weib in stiller Ruhe und

Ergebenheit bei Tag und Nacht an dem Krankenbette wachen und walten. „Des trauten, lieben Kindes Leben vertraut sie ihres Gottes Rat.“ Da erkennt er, was wahrer Heldenmut, was echte Seelenstärke sei, und ruft:

Nur einen Helden hat die Welt,
Den nie im Kampf ein Feind gefällt,
Der, wenn die Stürme ihn umtoben,
Sich siegreich hat zu Gott erhoben:
Zum „Heliand“ will ich mich retten
Und mich in Gottes Liebe betten.

Er erklärt Ludger seine Willigkeit, sich zugleich mit seinem aus der Krankheit erretteten Kinde taufen zu lassen, und mit der wohlgelungenen Beschreibung der doppelten Tauffeier im Kloster Werden findet die Dichtung einen würdigen und erhebenden Abschluß. So finden wir hier die Darstellung einer Bekehrung aus echt evangelischen Motiven und die Verherrlichung jenes gesunden, von keiner scholastischen Weisheit und römischen Satzung angekränkelten praktischen Christentums, zu dessen Vertreter der Verfasser in seiner frühern epischen Dichtung „Einhard und Imma“ den Günstling Karls des Großen erhoben hat.

Die zwölf Gesänge fließen in leichten vierfüßigen Jamben mit sinnvollem Wechsel männlicher und weiblicher Reimpaare dahin, ohne im Ausdruck das Kolorit einer alten Zeit zu verleugnen. In einigen Gesängen wird die epische Erzählung durch Einflechtung von Liedern unterbrochen, die sich durch lieblichen Wohllaut und Innigkeit der Empfindung auszeichnen und sich zum Teil, wie die Liebeslieder im Baierlande, sowie die religiösen und patriotischen Gesänge im Kloster Werden, zu dem Besten erheben, was unsre lyrische Dichtung besitzt. Eine Spezialität des Dichters sind die lateinischen Hymnen, die ganz im Tone der alten lateinischen Kirchenlieder gehalten sind und dann im altdeutschen Stabreim eine entsprechende Uebersetzung finden. H-B

Von christlicher Kunst

(„Es ist vollbracht“ und „Vaterunser“ von Gabriel Max) zur Zeit in Berlin ausgestellt.

Gabriel Max, selbst ein Rätsel, wie seine Schöpfungen — ein Realist wie einer, und doch der träumerische Dichter unter den Malern; es ist Fleisch und Blut, was er uns unerschrocken, manchmal nicht ohne eine gewisse Raffinerie, zeigt; aber es ist durchwebt von tiefen Gedanken, von ausgeprägten, oft komplizirten Stimmungen, die uns bald wie verschleierte Rätsel fesseln, bald wie auf uns eindringende Mächte bannen. Aber kaum je läßt er uns zu einem ruhigen, harmonischen Genuß kommen. — Er scheint sich immer entschiedener der religiösen Malerei zuzuwenden. Kaum haben sich die widerstreitenden Empfindungen, die sein „Crucifixus“ auf der Jubiläumsausstellung wachrief, beruhigt, so fesselt er, diesmal auf ein Brustbild sich beschränkend, durch eine neue Auffassung desselben Gegenstandes. Er fesselt. Man kann nicht vorbeigehen vor diesem brechenden Auge, das uns anblickt, als ob uns allein des Sterbenden letzter Gedanke gehörte. Die leicht geöffneten blutlosen Lippen scheinen es noch sagen zu wollen: „Das that ich für dich.“ Am Leiden haftet des Sterbenden Geist. Das in die Stirn fallende, ungeregelte, von Blut durchzogene Haar, die fahle, wie ausgedörrte Haut steigert diesen Eindruck. Mitleid und dankbare Rührung wird in uns lebendig, gemischt mit einem Gefühl des Grauens. Aber der Glaube, hier ist im Tode der Tod überwunden, wird durch nichts geweckt. Kein Zug der Verklärung, keine Zuversicht des Sieges mischt sich in den Leidenszug. Dies Auge schaut nicht das obere Heiligtum. Diese Lippen sprechen nicht: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Und das „Es ist vollbracht,“ was der Künstler zur Darstellung bringen will, blickt nur rückwärts, nicht vorwärts. Das Menschliche ist ergreifend und in edelster Weise zum Ausdruck gebracht; das Göttliche, dessen Durchbruch allein mit diesem Anblick versöhnen könnte, ist nur durch die feine Silberlinie des Heiligenscheines angedeutet. Dieser Sterbende steht im innigsten Kontakt mit der irdischen Welt; aber die ewige ist nicht seine Heimat, deren Luft er atmet, deren Pforte ihm winkt.

Was wir hier vermissen, das bringt das zweite Bild zu ergreifendem Ausdruck. Diese jugendliche weibliche Gestalt im langen weißen Nachtgewand auf ihrem Bette knieend, die Hände im Gebete ringend, das Antlitz blutlos, die dunkeln Augen aufgeschlagen, klammert sich mit allen Fasern in ihrem Schmerz an die obere Welt. Hienieden hat sie nichts mehr zu hoffen; der Brief neben ihr hat es ihr verkündet. Hinter ihr der Eichenkranz mit rotem Band um ein kleines Bild an der Wand über dem Bett umrahmt nur noch eine Erinnerung. Sie will nicht grollen, nicht hadern, nicht verzweifeln, ob auch alles aus, ob es ihr auch ist, als könne sie's nicht tragen: „Dich hab' ich noch; du bist bei mir; dich lass' ich nicht; unser Vater in dem Himmel!“ So zieht's durch die erstarrte Seele, zieht sie's mächtig hinauf aus den Fesseln des Leids in die Freiheit der Ergebung. Wunderbar beherrscht diese Doppelstimmung die ganze Haltung und Stellung, in der auch nicht der leiseste Zug unwahr oder sentimental oder pathetisch ist, und zwingt uns mit hinauf; und wir glauben es, was diese Gestalt erlebt: Ob mir Leib und Seel verschmachtet, bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil! v S

(Tempelreinigung von Kirchbach) Im Viktoriahotel zu Hamburg ist jetzt ein Kolossalgemälde von Frank Kirchbach (geb. 1859 in Dresden) zu sehen: „Christus treibt die Händler aus dem Tempel“ (Matth. 21, 12 f.). Der packende Vorgang ist zu ergreifender Wirkung gebracht. Wir befinden uns im Vorhofe des Tempels, an dessen griechisch-römische Architektur nur die Pforte erinnert, während die Säulen die schweren Formen ägyptischer Bauart zeigen. Eben ist Christus eingetreten, begleitet von seinen Jüngern und seiner Mutter. Das Haupt hoch erhoben, die rechte Hand geballt, die linke weit vorgestreckt, schleudert er den erschreckten Händlern seine gewaltigen Worte entgegen. Die Marktleute ziehen sich scheu zurück, nur einer will es wagen, seinen Mund zu Schmähungen zu öffnen; doch Petrus stopft ihm mit energischer Geberde das Maul. Wie hier Petrus, so sind auch Johannes und Jakobus treffend charakterisirt. Die Weiber, die sich ehrfurchtsvoll nähern, bilden einen schönen Kontrast zu den zurückweichenden Händlern. Jede Gruppe hebt sich klar heraus, und doch geht dabei nicht die Gesamtwirkung verloren. Die Farben stimmen äußerst glücklich zusammen. G F

(Böcklins Pietà) Arnold Böcklin hat am 16. Oktober zu Zürich seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Wer seine Pietà (angekauft für die Nationalgalerie zu Berlin) noch in guter Erinnerung hat, wird es begreifen, warum wir seiner in diesem Blatte gedenken. Ueber den Leichnam Christi hat sich Maria geworfen: man sieht nichts von ihr, als die eine ihrer Hände, die sich an den nackten Oberarm Christi anklammert, und die Finger der andern, welche sich in das Haupthaar Christi hineingewühlt haben. Alles andre bedeckt der leuchtende blaue Mantel. Aber wir fühlen, daß sich ein namenloser Schmerz hier kund giebt. — Wo bleibt die Erlösung? Von oben naht unser Herr, begleitet von Engeln, in ganz jugendlicher Gestalt. Es ist, als ob er der Mutter zuriefe: Maria, ich lebe! Noch ein Augenblick, der Schmerz Marias ist gestillt. — So scheiden wir mit dem tiefen Gefühle der Befreiung und Versöhnung von dem ergreifenden Gemälde.*) G F

(Eduard von Steinles Nachlaß) Ed. von Steinles künstlerischer Nachlaß wurde vom 7. November ab in Frankfurt a. M. versteigert. Dieser Nachlaß bot ein fast vollständiges Bild der künstlerischen Entwicklung des Mannes. Neben Darstellungen aus der Märchenwelt, der Heldensage (hier besonders der Parzivalzyklus von 1883 mit fünf Hauptdarstellungen in Aquarell und neun Sockelbildern in Sepia), Karikaturen u. s. w. treffen wir zumeist Bilder religiösen Inhalts. Dem Alten Testamente, dem Leben Christi und der Maria, der Apostel und der Heiligen sind seine Stoffe entlehnt. Wir finden hier, um nur einiges zu nennen, die ersten Entwürfe zu dem Deckengemälde über dem Corneliusschen Weltgericht: „Gott Vater, umgeben von den neun Chören der Engel,“ zu den Fresken im Chore des Domes von Köln, der Burgkapelle auf Schloß Rheineck und der Chornische des Münsters zu Straßburg, zu den Fenstern in der Votivkirche zu Wien u. s. w. Auch einige Oelgemälde weist der Katalog auf (Abnahme Christi vom Kreuz, Thronende Maria). Es ist eine staunenswerte Fruchtbarkeit, die uns hier vor Augen geführt wird. Mit Steinle dürfte die Overbecksche Richtung zu Grabe getragen sein. G F

(Die Fresken des Palazzo Zuccari in Berlin) Die von Cornelius, Overbeck, Wilhelm Schadow, Veit im Palaste Zuccari gemalten Fresken, die Geschichte des ägyptischen Joseph darstellend — der erste Versuch von Freskomalerei in unserm Jahrhundert —, sind von der Nationalgalerie zu Berlin angekauft worden. Professor Baudini hat die Lostrennung von den Wänden besorgt. Sie sind wohlbehalten in Berlin angelangt und werden nächstens allgemeiner Besichtigung dargeboten werden. G F

(Ausstellung in Krefeld) Die Ausstellung kirchlicher Gewänder in Krefeld ist am 11. Oktober durch Oberpfarrer Dr. Schmitz eröffnet worden. Sie gewährt nach dem Berichte der Köln. Ztg. einen guten Ueberblick über die Webereien und Stickereien des 11. bis 18. Jahrhunderts. Chormäntel, Meßkleider und Dalmatiken sind in großer Zahl vorhanden. Das Meiste haben rheinische, bairische und österreichische Kirchen geliefert; aus Sammlungen stammt nur weniges. Besonders treten einige schöne orientalische Arbeiten hervor. G F

(Sächsischer Kunstfonds) Bei der ersten Bewerbung um die Ausführung von Bildwerken auf Kosten des Sächsischen Kunstfonds hat der Dresdner Bildhauer Röder den ersten Preis davongetragen. Es galt für die Schauseite der Nikolaikirche zu Löbau in Sachsen fünf Statuen zu liefern: Christus, Moses, Petrus, Johannes den Täufer, Paulus.

---

*) Ich gestehe, daß ich mir beim Anblick des Bildes nicht habe träumen lassen, daß der männliche Genius, der vom Himmel zur trauernden Maria herniederschwebt, Christus sein soll, und auch andre sind darauf nicht geraten. Bei aller meiner Hochachtung für Böcklin und bei aller Bewunderung auch dieser seiner Pietà kann ich für meine Person nur beklagen, daß er den überaus schönen Gedanken: „Der lebende Christus tröstet die über seinem Leichnam trauernde Mutter“ nicht zu deutlicherer Wirkung gebracht hat. Die ganze obere Gruppe: der tröstende Genius, weder dem Leichnam, noch dem überlieferten Christustypus ähnlich, mehr zugreifend als segnend, inmitten wahrhaft skrophulöser, zum mindesten städtisch-nervöser Engelchen — scheint mir der minder gelungene Teil des Bildes. D H

Wie wir hören, ist der Künstler seiner schwierigen Aufgabe völlig gerecht geworden. G F

(Christliche Kunstblätter) Im Verlage des Rauhen Hauses zu Hamburg ist ein Auszug erschienen aus den (in Nr. 37, S. 360) bereits gebührend belobten „Meisterwerken der christlichen Kunst“ (Leipzig, Weber). Die zehn vortrefflichen Holzschnitte, welche die Höhe unsrer heutigen Holzschnitttechnik beweisen, haben vor diesen den Vorzug, daß sie auf starkes Kupferdruckpapier gedruckt sind, nicht gebrochen zu werden brauchen und wegen ihren breiten Randes sich vorzüglich zur Einrahmung eignen. Die heilige Nacht von Correggio, die Kreuzabnahme von P. P. Rubens, das Abendmahl von Lionardo da Vinci und die Sixtinische Madonna (einzeln à 1 Mk.) haben das große Format von 73 × 55 Ctm.; etwas kleiner sind: Jairi Töchterlein von Schraudolph, Herr, bleibe bei uns von Plockhorst, Madonna della sedia von Raffael, Christus mit dem Zinsgroschen von Tizian, Ecce homo von Guido Reni, Grablegung Christi von Fra Bartolommeo (einzeln 50 Pf.; die zehn Schnitte zusammen Mk. 4,60). Als Schmuck für Schulstuben und überhaupt als Zimmerschmuck sind sie in diesen Ausgaben vortrefflich geeignet. G F

(Gute Wandbilder) Gute Wandbilder sind für unser Volk ein dringendes Bedürfnis. Unglaubliche Geschmack- und Sinnlosigkeiten trifft man da, und schon bei leidlich gut gestellten Leuten, die sich gewiß zu den „Gebildeten“ zählen. An Angebot von Besserem fehlt es aber neuerdings nicht. Von andrer Feder sind die zehn Kunstblätter mit Recht empfohlen, welche das Rauhe Haus mit Hilfe der Weberschen Platten uns geschenkt hat. Besonders rührig ist auf diesem Gebiet der Alphons Dürrsche Verlag in Leipzig. Von den herrlichen Vergrößerungen Ludwig Richterscher Holzschnitte, die wir ihm verdanken, rede ich nicht, weil ich hoffe, daß unsre Leser sie kennen und schon fleißig verschenkt haben.*) Jetzt hat derselbe Verlag „Sechs Volksbilder von Joseph Ritter von Führich“ herausgegeben, das Blatt zu 75 Pfennigen bei einem Papierformat von 50 × 68 Ctm.: Die heilige Nacht; Am Weihnachtsabend; Emmaus; Jesu komm doch selbst zu mir; Ihrer ist das Himmelreich; Selig sind, die da Leid tragen. Ich hätte zwar vieles einzuwenden, nicht gegen die Reproduktion, aber gegen den Künstler, der sie entworfen, und seine Auffassung. Aber das ganze Unternehmen als solches ist dringender Empfehlung und Unterstützung wert.

Auch die Buchhandlung der Berliner Stadtmission beteiligt sich bei diesen lobwürdigen Bestrebungen. Sie hat ein „lithographisches Kunstblatt“ von der ansehnlichen Größe von 84 × 65 Ctm. zu dem geringen Preise von 1,50 Mk. herausgegeben: „Jesus segnet die Kindlein.“ Wer freilich die Szene nach Heinrich Hofmann (in Gedenke mein) liebgewonnen hat, wird den Kindern in Figur, Haltung und Geberden mehr Kindlichkeit wünschen; immerhin sei auch dieses Blatt willkommen geheißen: möge es viele schlechte Bilder vom Platze drängen! R

Bücher und Schriften

(Die Machtstellung des evangelischen Glaubens in der Gegenwart) Unter diesem Titel hat Hofprediger und Konsistorialrat D. Richard Löber in Dresden einen Vortrag veröffentlicht (Dresden, von Zahn und Jaensch; 48 S.; 1 M.), welchen er am 27. April d. J. auf der Thüringer kirchlichen Konferenz gehalten hat. Dem an feinen Gedanken reichen Vortrage liegen drei Thesen zu Grunde: Die Machtstellung des evangelischen Glaubens in der Gegenwart erweist sich 1. in dem treuen Bekenntnis zu Jesus Christus, dem alle Gewalten dienen müssen; 2. darin, daß die Kraft des evangelischen Glaubens in dem Kampfe gegen Lüge und Ungerechtigkeit immer reicher sich entfaltet; 3. darin, daß der evangelische Glaube inmitten unwahrer Verbindungen und schwächlicher Vereinzelungen wahrhaft ausgleichend und einigend wirkt.

Der Schwerpunkt des Ganzen liegt auf der Begründung der ersten These. Echt evangelisch wird betont, daß freudige Gewißheit und Macht im evangelischen Glauben selbst liegt. In unsrer Zeit ist es besonders notwendig, diese freudige Position schwächlichen Stützungsversuchen des Glaubens ebenso wie schwächlichen Angriffen gegenüber recht deutlich und mit voller Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen. Dies geschieht hier in wärmster Weise; da ist nichts von unfrommem Pessimismus oder falscher Geschäftigkeit. „Daß jetzt in allen Kreisen unsers Volkes nachweisbar viele durch den evangelischen Glauben zu einem wahrhaft erfüllten und fruchtbaren Dasein gekommen sind, darin erweist sich die Macht des evangelischen Glaubens weit mehr als in kirchenpolitischen Agitationen, die mit der Stärkung des Glaubens nur scheinbar zusammenhängen und bisweilen auch von solchen betrieben werden, die allen geistigen Mächten völlig entfremdet sind.“ „Die Macht Jesu Christi können wir nur dann recht verstehen, wenn wir das Bild, das uns die Evangelisten von ihm entworfen, mit den jetzt von ihm ausgehenden Wirkungen zusammenhalten; denn eine persönliche Macht kann nur aus dem erkannt werden, was sie wirket. Die entscheidendste Wirkung seiner Macht sehen wir aber darin, daß Menschen, die ihm einst fremd gegenüberstanden, sich von ihm überwältigen und dahin bringen lassen, ihm sich ganz zu ergeben. Das ist der evangelische Glaube.“ Durch den Glauben haben wir Teil an der Macht Christi, d. h. wir empfangen seine Liebeskraft und seinen Frieden. „Dieser bewaffnete und nach allen Seiten gesicherte Friede gewährt uns eine unabhängige Position, in der es eine Lust zu leben ist.“ Dieser Glaube kann aber nicht ohne „Bekenntnis“ sein. „Glaube und Bekenntnis sind wesentlich eins.“ Denn Bekenntnis ist „lebendiger, persönlicher, mit klarer Ueberzeugung sich vollziehender Anschluß an Christus, also ein Glaubensakt.“ Dieses Bekenntnis gewinnt erst seinen Wert durch die Treue. Treues Bekenntnis ist aber nicht ein starres Festhalten an bestimmter Form, sondern ist der ausdauernde Glaube unter den Versuchungen und widerspruchsvollen Erfahrungen des Lebens. „Das Sinnbild der Treue können wir nicht in dem festliegenden Steine sehen, der etwa durch die von außen kommenden Anschoppungen an Umfang zunimmt; vielmehr ist die Treue dem Baume zu vergleichen, der in Sturm und Wetter reicher sich entfaltet und bei solcher Veränderung doch den ursprünglichen Grundtypus beibehält.“

Diese Macht des evangelischen Glaubens bleibt auch bestehen gegenüber der einseitigen Wissenschaft, welche die Macht Christi glaubt entbehren zu können, während sie doch derselben, um ein Segen zu werden, dringend bedarf; sie behauptet sich auch gegenüber dem feigen Pessimismus unsrer Tage und streitet mit „ritterlichem Mute“ wider die ihr entgegenstehende Welt. Diese Welt ist eine Welt der Lüge und Ungerechtigkeit, unwahrer Verbindungen und schwächlicher Vereinzelungen (These 2 und 3). Unter diesem Gesichtspunkte werden die mannichfachen Erscheinungen, Bestrebungen und Mächte der Gegenwart beleuchtet und kritisirt und die Macht evangelischen Glaubens ihnen gegenüber erwiesen: Verflüchtigung des Christentums, um sich die Gunst der „christlichen Welt“ zu sichern, Sozialreform im Namen des Christentums und Politik, die das Höchste preisgiebt, katholische Weltflucht, die ihrer auf die Welt gerichteten Verpflichtungen sich entzieht, und „Frivolität, die dem Gemeinsten eine religiöse Weihe giebt,“ die Zerrissenheit der Evangelischen in eine Menge religiöser Richtungen und Sekten und das Hängen an Autoritäten unter den Gläubigen — dem allem gegenüber wird entweder die Macht des Glaubens erwiesen, oder die Verpflichtung geltend gemacht, diese Macht sich bewähren zu lassen. Leider sind die letzten Ausführungen sehr skizzenhaft und lassen daher die scharfe Klarheit des ersten Teiles vermissen; was offenbar der enge Rahmen, in den diese Fülle an Stoff zu bergen war, verschuldet. Möge aber der frische Ton freudiger Glaubensstärke, der das Ganze durchklingt, ein recht weites Echo finden! P D

(Erzählungen) Armin Stein (H. Nietschmann), durch seine historischen Erzählungen (u. a. Katharina von Bora, Kaiser und Kurfürst, Luther und Graf Erbach, A. H. Francke) rühmlich bekannt, hat jüngst den dritten Band seiner „Schlichten Geschichten“ unter dem Titel: „Freudvoll und leidvoll“ erscheinen lassen (Halle, Waisenhaus; Mk. 3,50). Es sind wirklich „schlichte,“ aber lebenswahre Geschichten, die eine recht empfehlenswerte Lektüre für die erwachsene Jugend bilden.

Bereits in zweiter Auflage liegt Max Vorbergs „Lutherhof von Gastein“ vor (Gotha, Perthes; Mk. 3 und 2). Im „Lutherhof“ werden uns lebendig und frisch jene wenigen Jahre geschildert, die dem „Hochgebirg der Tauern“ den „hellen Segen“ der Reformation gaben und nahmen. Es ist dem Verfasser ausgezeichnet gelungen, Historisches zu verwerten (Matthäus Lang, den Erzbischof von Salzburg, Wilibald Pirkheimer, Luthers Brief an Martin Lodinger) und dieses mit der alten Sage vom „Lutherhof zu Gastein“ zu einem schönen Ganzen zu verweben.

Ein tiefergreifendes sittengeschichtliches Bild führt uns Ottokar Schupp in „Hurdy-Gurdy. Bilder aus einem Landgängerdorfe“ (3. Auflage; Barmen, Klein, 1887) vor. Der Pfarrer des Dorfes erzählt selbst, was er an einem Orte furchtbarer sittlicher Verkommenheit erlebt. Der Glanz der Sünde und ihr unausbleiblicher Fluch ist der Gedanke, welcher in dem gewiß wahrheitsgetreu geschilderten Ganzen verkörpert ist. G B

(Ein christlicher Weihnachtsanzeiger) Der „Verein von Verlegern christlicher Literatur“ hat ein „Verzeichnis empfehlenswerter Bücher“ unter dem Titel „Fürs christliche Haus“ erscheinen lassen. Stadtdekan G. Weitbrecht in Stuttgart hat es bevorwortet. 24 Verlagshandlungen breiten auf 72 geräumigen Seiten ihre Schätze aus. Natürlich kann der Katalog unentgeltlich durch jede Buchhandlung bezogen werden; die Redaktion erhielt ihn durch C. F. Spittler in Basel zugeschickt.

*) Wer sie aber nicht kennt, lasse sie sich schleunigst kommen: 24 „Volksbilder“, das Blatt 50 Pf. Eingerahmt giebt jedes dieser Blätter ein billiges und feines Weihnachtsgeschenk.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Erledigte Diakonatstelle

Die zu der unirten Waldeckschen Landeskirche gehörige Diakonatstelle zu Korbach, mit welcher der Pfarrdienst in den Gemeinden Lengefeld und Lalbach verbunden, ist erledigt und soll möglichst bald wieder besetzt werden. — Das Gesamt-Einkommen beträgt jährlich 1800 Mk.

Bewerber wollen unter Einsendung ihrer Zeugnisse innerhalb der nächsten Wochen sich an uns wenden.

Arolsen, den 15. November 1887

Fürstlich Waldeckisches Konsistorium
In Vertretung
Neumann

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine literarische Beilage von Max Hesse's Verlag in Leipzig